



Gerda Bächli *1921

Gerda Bächli stammt aus einer Musikerfamilie, studierte Gesang, Klavier und Musiktheorie und arbeitete nach einigen Umwegen übers Theater für Radio Zürich und später für den schwedischen Rundfunk. Mit ihrem Mann lebte sie in Uppsala, Zürich und Hamburg. Sie hat zwei Söhne, die auch Musiker geworden sind, verfasste viele Sendereihen über Musik und Literatur, sowie Kindertheaterstücke und Kinderlieder und gab Musikkurse.

Gerda, wie kommt jemand mit dieser Biografie zur Behindertenarbeit?

Ganz zufällig: Ich sprang bei einem Konzert für die Bewohner der heutigen Epilepsieklinik in Zürich ein und traf dort den Schulleiter, Hermann Siegenthaler, der nicht nur ein bereits bekannter Heilpädagoge, sondern auch ein Organist war, welcher es wagte, die behinderten Kinder der "Epi" in seiner Kirche öffentlich musizieren zu lassen. Staunend erlebte ich, wie intensiv die meisten der zum Teil sehr schwer behinderten Menschen auf Musik reagierten. Ich war völlig fasziniert und meldete mich nach unserer Rückkehr in die Schweiz sofort als Lehrling in der Epi, um mit meinen damals fast fünfzig Jahren noch einmal etwas Neues zu beginnen.

Ein weiterer Zufall fügte es, dass wir bald einmal mit einer ganzen Klasse unserer

Heimschule ans Lenker Forum eingeladen wurden, das damals noch ein "Forum für Musiktherapie" war. Dort lernte ich diese alte Heilkunst in ihren neuen Formen kennen und sammelte erste Informationen..

Und dann wurdest du Musiktherapeutin?

Ich würde das etwas vorsichtiger sagen. Es war ein langer Prozess, und ich gab ja auch meine früheren Tätigkeiten nie ganz auf. Allerdings spürte ich, dass mir das Musizieren mit den Epi - Bewohnern immer wichtiger wurde. Und dadurch beschäftigte ich mich auch gründlich mit der Musiktherapie, die damals gerade aufkam.

Wann war das ungefähr?

Es war in den späten Sechzigerjahren, Interessierte aus verschiedenen Richtungen bemühten sich, altes Wissen mit modernen Erkenntnissen zu verschmelzen und neue Formen zu finden. Das war eine höchst spannende Angelegenheit, und ich versuchte mitzudenken und mitzuarbeiten, so gut ich konnte. Zu Beginn war alles für alle neu, verschiedenste Anschauungen prallten aufeinander, und man suchte intensiv nach Gemeinsamkeiten.

Und deine eigenen Anfänge in der Epi?

Im damals noch recht unübersichtlichen Feld der MT hatte ich meinen Bereich durch meine praktische Arbeit bereits gefunden. Mit der Hilfe Siegenthalers las ich mich langsam in die Gedankenwelt der Heilpädagogik ein und versuchte, diese neuen Erkenntnisse mit meinen eigenen musikalischen Erfahrungen zu kombinieren.

Dazu gehörte auch das, was ich früher von zwei beeindruckenden Frauen gelernt hatte, deren Einstellungen und Methoden mich jahrelang beschäftigten: Schon in meiner Jugend hatte mir Mimi Scheiblauer gezeigt, was Rhythmik auch für Menschen mit etwas anderen Voraussetzungen als die üblichen bedeuten kann, und später in Hamburg war es Lili Friedemann, die mich in Musikimprovisation unterrichtete und von sich sagte, was auch für Mimi Scheiblauer gelten könnte: "Ich bin selbst keine Therapeutin; aber die Therapeuten haben alle auch von mir gelernt."

Beides, Rhythmik wie Improvisation, liess sich auf die neue Situation in der Epi übertragen und half mir bei vielen praktischen Anfangsproblemen. Nun brauchte ich noch eine theoretische Basis, die sich auf den speziellen Einsatz musikalischer Mittel in der Therapie bezog, und diese fand ich in der modernen Musiktherapie.

Wie stelltest du dich zu anderen Musiktherapiemethoden?

Arbeit mit Menschen ist immer ein Ganzes. Gerade in der Therapie müssen die Grenzen zu den Nachbargebieten durchlässig bleiben, und das erfordert dauernde persönliche Weiterbildung. Neben den Inhalten, die sich durch Vorlesungen, Fachbücher, an Kursen und Tagungen lernen liessen, waren es vor allem die fruchtbaren Gespräche mit Kollegen anderer Richtungen der MT, die mir halfen, das, was mir an eigener Erfahrung fehlte, wenigstens zu verstehen.

Als ich dann wieder vermehrt meine eigenen Wege ging, versuchte ich, diese direkten Kontakte möglichst aufrecht zu erhalten, während ich andere dringende Probleme der hiesigen Musiktherapeuten wie das Erstellen eines Berufsbildes oder den Aufbau einer modernen Ausbildung den Jüngeren und dafür Geeigneteren überliess.

Daher fühle ich mich auch nicht, wie du in deiner Überschrift andeutetest, als wirkliche Pionierin der Musiktherapie, sondern eher als etwas, was die alten Eidgenossen einen "Zugewandten Ort" nannten. Einen sehr zugewandten, dankbar zugewandten Ort, um es etwas ins Persönliche zu ergänzen.

Welches waren deine wichtigsten Arbeitsorte?

Nach den Lehr- und Wanderjahren in der Epilepsieklinik arbeitete ich im "Brändi" bei Luzern und schließlich im Wagerenhof in Uster. Wie immer wollte ich zuerst keinen Vertrag und keine festen Verpflichtungen, blieb dann aber fast sieben Jahre dort. In diesem grossen Heim war ein Teil dessen, was man von mir erwartete, eher Animation als Therapie (Feste, Offenes Singen und Tanzen. Theateraufführungen), was mir aber durchaus entgegen kam.

Mein wichtigstes Anliegen blieb jedoch die Kommunikation mit Partnern ohne oder mit stark reduziertem Sprachverständnis. Hier fühlte ich mich mittlerweile zuständig und

sah meine besondere Aufgabe darin, sie ein Stück weit zu begleiten.

Wie wurde Deine Arbeit im Wagerenhof aufgenommen?

Sie wurde mir äusserst leicht gemacht: Vorgesetzte und Kollegen unterstützten mich, und als ich in Pension ging, blieb die MT Stelle erhalten. Allerdings hat sich die Institution inzwischen gewandelt: Während wir damals eine eigene Heimschule mit einem vielfältigen Angebot hatten, leben heute dort fast keine Kinder mehr, doch verstanden meine Nachfolgerinnen den erwachsenen Heimbewohnern die Freude am gemeinsamen Musizieren zu geben, die sie zu ihrem Leben brauchen.

Zum Schluss: Was ist für dich das Wichtigste, was man in der Musiktherapie lernen und lehren muss?

Zuhören können.

Interviewerin: Renata Bodor Musiktherapeutin Januar 2009